

Maxi Obexer

Tiere erinnern sich: Und dass sie sich erinnern, ist unsere Rettung

Zusammenfassung: Die Menschen teilen ihre Menschheitsgeschichte nicht mit Tieren. Erzählt wird eine, die von den Tieren wegführt, die sich vom „Tier“ emanzipiert. Es ist eine Sprache voller Tabus und Herabsetzungen, die besonders mit Blick auf die Haustiere auffallend oft Verachtung und Verächtliches zum Ausdruck bringt. Als seelenlose Wesen, unempfindlich für Leid, ohne Bewusstsein und Gedächtnis, so wurden Tiere in der westlichen Philosophie der Aufklärung festgeschrieben. Dieser Essay nimmt stattdessen die Perspektive der Tiere auf und weitet den Blick auf die Verbindungen, die zwischen den Lebewesen bestehen, auf die lange Geschichte sozialen Interagierens zwischen Tieren und Menschen. Im Blick der Tiere bewahrt sich die beharrliche Erinnerung an eine Verabredung, die getroffen wurde, als sich Menschen und Tiere aufeinander eingelassen haben, um sich bereitzustellen, was sie einander bereitstellen können. Sie vertrauen uns. Ihr Blick sagt: Wir kennen uns seit Jahrtausenden. Wir wissen, was möglich ist.

Als Odysseus nach jahrelanger Irrfahrt zurückkehrt und sich vor seiner Sippschaft als Fremder tarnt, ist es einzig sein Hund, der ihn wiedererkennt. Längst war der ausgestoßen worden, sein Dasein fristete er zwischen den Abfallhaufen, als Wartender. Odysseus wagt es nicht, zu ihm zu gehen. Er sieht an ihm vorbei, an dem Tier, das ihm bis zuletzt die Treue hielt.

In der *Dialektik der Aufklärung* beschreiben Max Horkheimer und Theodor W. Adorno die Kehrseite der Aufklärung, den Preis, der für die Überlegenheit bezahlt wurde. Ihr ganzes Augenmerk gilt der (Selbst)Opferung und ihren barbarischen Folgen, Odysseus wird ihre exemplarische Figur. Die Listen des Odysseus haben einen Preis. Sie gehen einher mit einer Abspaltung, mit einer seelischen Durchtrennung. Odysseus, der sich so seine Überlegenheit über die anderen sichert, opfert einen Teil seines Selbst. Es ist das erste Opfer der Zivilisation, die Opferung kommt einer Unterdrückung gleich, einem Niederringen des Natürlichen, es soll vergessen lassen, dass es je da war, dass es existiert.

Seinen Hund lassen sie allerdings unerwähnt. Obwohl sich gerade an ihm der leidvolle Seelenzuschnitt eindrücklich zeigt. Als genuines Element einer Praxis der Gewalt, scheint es genuin verwoben im Gewebe der menschlichen Beziehung zu

maxi.obexer@gmx.de

den Tieren, mit Folgen für die Tiere, aber auch für uns Menschen. Wir tendieren zu vergessen, nicht jedoch die Tiere. Sie erinnern sich an uns, sie erinnern uns an uns. Als Lebewesen, die wir sind, als körperliche und soziale Wesen, mit denen sie, die Tiere, eine lebenslange Beziehung eingegangen sind.

I

Ein kleines Kalb trabt mir über die Wiese entgegen, es ist offenbar in Spiellaune. Mit vorgestrecktem Hals hebt es seine Nase über das flirrende, mit Strom geladene Grenzband, das uns voneinander trennt. Schnuppernd atmet es meinen Geruch ein und wieder aus. Wir sehen einander zum ersten Mal. Dennoch ist es nicht so, als würden sich fremde Wesen ansehen. Es gibt im Anblicken eine Vertrautheit – in dieser Neugier, aufeinanderzutreffen als zwei, die sich noch nicht kennen.

Mit seiner Boxhandschuh-großen Schnauze schubst es sanft gegen meine Schulter, als wären wir alte Bekannte.

Es berührt mich – und es trifft mich zugleich. Als ich davongehle, dreht es sich um und stakst davon. Ganz so, als würden wir uns wie selbstverständlich am nächsten Tag wiedersehen. Ich beschleunigte meinen Gang, als wollte ich mich davonstehlen, als wollte ich fliehen.

Nichts war ungewöhnlich an dieser Begegnung eines Haustiers mit einem Menschen. Wir hatten unsere Freude daran, es belustigte uns. Meine tapsende Handfläche, sein zuckendes Ohr, seine auf mich schielenden Augen, die Stille in dieser Begegnung. Als wär's ganz natürlich und ganz vertraut.

Und da war noch was: das Kalb stupste an eine Verbindlichkeit, von der ich wusste, dass sie bestand, und auch, dass ich sie nicht halten konnte. Nur ich wusste, dass die Berührung, zu der es mich aufgefordert hatte, die Nähe, die sich sofort herstellte, keine verlässliche war und nicht von Dauer. Morgen schon konnte es sein, dass wir uns nicht wiedersahen. Morgen schon konnte es sein, dass das Feld leer war. Dass das Kalb abtransportiert wurde.

Ein andermal, es war im Morgengrauen, entdeckte ich ein frisch geborenes Kalb auf der Almwiese und verständigte den Bauern. Während die Mutterkuh mir mit einem Blick deutlich machte, dass ich mich fernhalten möge, beobachtete ich, wie der Bauer sich ihr näherte; sie hob ihren Hals, als habe sie auf ihn gewartet. Sie schnupperte in seine Achsel hinein, er tätschelte ihren Hals. Dann ging die Kuh zu den anderen und schloss sich der Herde an. Der Bauer hockte sich zum Kalb und übernahm den Schutz für das Neugeborene.

Das hob sich zuerst auf die Knie, kam dann auf vorgestreckten Vorderbeinen zum Stehen, schob den hinteren Körper nach und stand kurz da wie ein Bauern-

tisch, bis es die ersten Schritte machte. Langsam begleitete der Bauer es zu den anderen Kälbern, die anfangen, es zu beschnuppern.

Wenig später standen alle in einer Gruppe zusammen: das neugeborene Kalb unter dem Muttertier, acht weitere Rinder daneben, der Bauer, der dahockte. Es war so selbstverständlich, dass sie zusammengehörten.

Sie erinnerten an unsere gemeinsame Geschichte, die damit begann, dass Menschen und Tiere sich aufeinander eingelassen haben, um sich bereitzustellen, was sie einander bereitstellen können. Eine Geschichte, die spätestens mit unserer Sesshaftigkeit begann, also vor rund 12.000 Jahren.

Beide traten sie über die Schwelle hin zu einer gemeinsamen Behausung, teilten fortan den Tag, den Alltag, die Jahre und den Wechsel der Jahreszeiten. Eine Geschichte, in der soziale und kognitive Fähigkeiten verlangt und entwickelt wurden, die sie verändert und geformt haben. Menschen und Tiere: Sie haben sich gegenseitig gezähmt, nicht nur im Sinne der gewaltvollen Züchtigung, sondern auch im Sinne von Antoine de Saint-Exupéry, der in *Der kleine Prinz* (1943) den Fuchs sagen lässt: „Zähmen. Es bedeutet, sich vertraut machen“ (91).

Eine solche Geschichte wird allerdings nicht erzählt. Die Menschen teilen ihre Menschheitsgeschichte nicht mit Tieren. Erzählt wird eine, die von den Tieren wegführt, die sich vom „Tier“ emanzipiert. Das Selbstverständnis des Menschen erzählt sich über die scharfe Unterscheidung und Abgrenzung von den Tieren.

Schließlich müsste eine Migrationsgeschichte erzählt werden, die in der ersten Nacht unter einem gemeinsamen Dach begann. Die beschreibt, dass wir andere wurden, sie und wir. Dass zu ihrer Verwandtschaft mit wildlebenden Vorfahren eine weitere hinzukam: die Abstammung von uns. Zu dieser Geschichte einer Ko-Existenz gehört auch, dass die Tiere uns in eine Welt einführten, in die wir nie hineingefunden hätten ohne sie. In eine Welt, der auch wir angehören, sobald wir in ihr sind.

Stattdessen scheint der Zwang und die Züchtigung als einziger Gedanke zu gelten. Durchgereicht, von den Köpfen zu den Händen, zu einer Praxis der Gewalt. Es ist bis heute eine Gewaltgeschichte, die erzählt wird. Sie blendet die andere Geschichte aus, sie blendet die Beteiligung der Tiere aus.

Ein anderes Mal stand ich als stille Zeugin im Winkel eines Stalls und sah einer Kuh beim Kalben zu. Zwei Bauern unterstützten sie. Einer der Männer führte seinen Arm in die Scheide der Kuh und schnürte ein Seil um die weißen Klauen des Kalbs. Während die Bauern es langsam aus ihr herauszogen, sah ich den Blick der Kuh. Ihre großen dunklen Augen waren eine stille und ernste Aufforderung, ihr zu helfen. Sie vertraute sich den beiden Menschen an. Vertraute ihnen das Neugeborene an, das von ihnen mit Stroh abgerieben und massiert wurde, bevor sie es ihr übergaben und sie es trockenleckte.

Ich sah den Bauern die Erleichterung an. Und auch Ehrfurcht sah ich in ihren Gesichtern, als sie sich hinbockten, sich den Schweiß von der Stirn wischten und dem neuen Leben zusahen.

Eine Kuh, die im Stall kalbt, muss damit rechnen, dass ihr geholfen wird. Man könnte auch sagen: Was bleibt ihr anderes übrig! Was bleibt den „Stallkühen“ übrig, deren Körper nicht die Beweglichkeit, nicht die Motorik, nicht das angemessene Verhältnis zum heranwachsenden Fötus im Leib entwickeln können, als denen zu vertrauen, die ihren Körper weiter einschränken. Was bleibt Kühen übrig, deren Euter so groß gezüchtet werden, dass sie kaum noch gehen können, als zu vertrauen, dass ihnen geholfen wird?

Die Grausamkeit von Züchtungen, das Leid, das den Tieren angetan wird, kann gar nicht oft genug benannt werden.

Ich möchte dennoch nicht über den Blick der Kuh hinwegsehen, die jeden Griff der Bauern verfolgte, denn er hält ein viel tieferes Geheimnis für uns bereit.

Kühe vermögen über ein schier unerschütterliches Maß, Dinge zu ertragen, die in unseren Augen unerträglich sind. Sie hören dennoch nicht auf, zu vertrauen. Sie hören nicht auf, sanftmütig zu sein. Es ist eine Fähigkeit, die unsere menschliche Vorstellungskraft übersteigt.

In ihr bewahrt sich die beharrliche Erinnerung an diese Verabredung. Es ist Größe, was sie von uns einfordern, mit ihrem Blick, der sagt: Wir kennen euch. Wir sind uns nicht fremd. Wir kennen uns seit Jahrtausenden. Wir wissen, was möglich ist.

Es ist eine andere Frage, ob wir dem gerecht werden. Ob wir die Größe besitzen, den Tieren in die Augen zu schauen. Tiere haben keine Scheu, uns anzublicken. Das ist das erste, das ein Tier tut, es sucht den Augenkontakt, ob es ein freies oder ein Haustier ist: es schaut uns an. Schaut uns an als andere, die wir sind, und schaut uns an als gleiche, die wir ebenso sind. Wir treffen auf etwas Gleiches, wir spüren es. Wir wissen es.

II

Etwas sollte nie zur Sprache finden, was sich so sichtbar vor uns abspielt, das vertraute Zusammenspiel, an dem beide beteiligt sind, Menschen wie Tiere.

Stattdessen kommen gerade „Haustiere“ besonders schlecht weg.

Der Aufklärer Immanuel Kant unterscheidet zwischen dem freien Tier und dem Vieh. Mit seiner Domestizierung habe das Vieh seinen autonomen Selbstzweck eingebüßt, seinen inneren Wert, damit auch seine Würde. Womit auch ein verhandelbarer Marktpreis gerechtfertigt sei.

Mit dem „Haus“ im Wort zeigt sich eine Verwandtschaft zur „Hausfrau“. Und ja, in der schnöden Reduzierung auf eine Funktion verrät sich ein weiteres ungleiches Verhältnis: Haustiere und Hausfrauen wurden „gehalten“.

Der Eintrag zu „Domestizierung“ in Wikipedia verrät zwar nichts über diese Verwandtschaft von Hausfrauen und Haustieren. Dafür über eine andere, nämlich die Verwandtschaft der Haustiere zu den Pflanzen: „Wildtiere werden durch Domestikation zu Haustieren, Wildpflanzen werden zu Kulturpflanzen“.

In beiden Fällen steht das Subjekt fest, der Mensch, und fest steht auch, dass es nur ein Subjekt gibt und nicht etwa zwei Subjekte, die sich anblicken, die aufeinander eingehen.

Das Haustier wurde von einem wilden zu einem gezüchteten Wesen umgeformt, wobei ihm alles Wilde und wesenhaft „Eigene“ ausgetrieben wurde. So ließe sich die gängige Ansicht wiedergeben. Nichts aber von dem, was sich die Tiere stattdessen angeeignet haben, wurde an die Stelle des Wilden gerückt. Sie bleiben auf ein Wesen zurückverwiesen, das sie nicht mehr sind. Auf eine Leerstelle. Als seien Haustiere das Nichts vom Ganzen.

Dieses Nichts ist ein Graben, der bis heute ungefüllt ist, ganz so, als würden wir über etwas hinwegsehen, das sich vor unseren Augen abspielt: ein eingespieltes Handeln zwischen Tieren und Menschen.

Als würden wir die Tiere nicht sehen, zu deren Besonderheit es gehört, dass sie es mit uns aufgenommen haben. Es ist nicht übertrieben, von Partnerschaften zu sprechen. Auch nicht von einer Liebesbeziehung, vielleicht der längsten überhaupt; einer ebenso geglückten wie geleugneten.

III

Ich verdanke den Tieren, mit denen ich aufwuchs – ich würde so gerne sagen: alles, was elementar zum Leben gehört und es zu etwas Besonderem macht.

Weil es neben den Menschen auch die Tiere gab, die auf die Welt kamen und die ich aufwachsen sah, begriff ich die Welt und das Dasein aller Lebewesen einschließlich der menschlichen als etwas Besonderes.

Und so ist es mit der Schönheit: Weil ich Tieren zusehen konnte, wie sie sich in der Welt bewegen, begriff ich, wie schön die Welt ist.

Und so ist es mit der Zartheit und mit der Zärtlichkeit: Weil ich sie bei den Tieren sah, begriff ich, dass zart zu sein und zärtlich den Lebewesen eigen ist.

Und so ist es mit der Sanftmut und mit der Hingabe und mit der Geduld: ich sah sie bei den Tieren. Und all das sag ich nicht in Abgrenzung zur eigenen menschlichen Gattung. Auch von den Menschen empfing ich Liebe und Fürsorge.

Ich sage es, weil ich sie auch bei den Tieren sah – und folglich war es etwas, das zur Welt gehört. Zu allen, zu uns allen. Es macht die Welt zu einem besonderen Ort, das Leben zu etwas Besonderem.

Als ich ging, bin ich das Gefühl nie losgeworden, dass ich die Tiere zurückgelassen habe, dass ich sie denen überlassen habe, vor denen ich geflüchtet bin. Jene, die annehmen, dass sie sich nur nehmen, wo ihnen gegeben wird. Die Gewalt an den Tieren beginnt nicht erst beim Töten, sie beginnt bereits dort, wo eine bestehende Beziehung geleugnet wird. Und es begleitete mich das leise, etwas beschämende Versprechen, nicht wissend, ob ich es jemals werde einlösen können: Ich lass euch nicht im Stich, ich komm zurück, ich gebe euch etwas zurück von all dem, was ich von euch bekam. (Es ist mir bewusst, wie vermessen auch das klingt.)

Zu den Tieren bin ich geflüchtet. In ihrer Nähe fand ich Trost.

Ich sah nicht nur *mich* zu den Tieren flüchten. Ich sah, wie manche Bäuerin sich im Stall bei den Tieren wieder aufrichtete, die vorher durch männliche Gewalt, Sprüche, Schläge, Drohungen erniedrigt worden war. Ich sah den Hoferben, wie er am Schweinestall lehnte, zur Sau hinunterlugte und sich von ihren klugen Augen wieder herstellen ließ. Ich sah zum ersten Mal einen Bauern weinend davongehen, als ihm sein junges Pferd davongestorben war. Ich hatte ihn bis dahin immer nur fluchend sprechen gehört.

Und über Nietzsche wissen wir, dass er auf dem Marktplatz in Turin ein zerschundenes Pferd umarmte. (Er wurde daraufhin in die Nervenheilanstalt eingewiesen, wo er seine letzten elf Jahre verbrachte.) Seither haben sich Bibliotheken gefüllt mit der Frage: „Mit wem hatte Nietzsche Mitleid?“. Mit dem Pferd, mit sich, mit der Menschheit – oder mit allen? Wichtig vor allem scheint mir die Frage: Wie kam es zur Mitleidslosigkeit?

Schon lange vor Nietzsche sind die Menschen zu den Tieren geflüchtet. Aus denselben Gründen, aus denen auch die Tiere vor uns, den Menschen, in die Flucht getrieben wurden.

Hier fanden sie Trost, hier gaben sie Trost.

IV

Wenn uns junge Katzen entgegentapsen, die Augen kaum geöffnet, tun sie das nicht blind. Sie kennen offenbar dieses menschliche Tier, das ihnen die Hand hinhält. Wir sind keine unbekannten Wesen für sie. Sie kennen uns.

Sie wissen auch, wie sie uns verführen können. Es gilt als erwiesen, dass das Miauen der Katzen speziell für uns Menschen entwickelt wurde.

Unser Blick auf die Katze, die sich um unsere Beine schmiegt, die sich ganz ungeniert in unsere Achselhöhle legt und dort einschläft, ist bewundernd. Wir

bewundern etwas, das wir wie Vertraute entgegennehmen und auch zu erwidern wissen. Wir vergraben unsere Hand in ihr Fell, kraulen sie, wissen offenbar, wie wir sie zum Schnurren bringen. Es sieht ganz danach aus, als wüsste die Katze nicht nur von uns, sondern auch wir von ihr.

Katzen müssen so einiges über uns wissen. Sie erleben uns allein, sie erleben uns mit anderen. Sie sehen uns nackt, schlafend, im Bett, beim Duschen. Sie erfahren die intimsten Dinge von uns.

Sie verbringen ihr Leben mit Menschen, teilen ihre individuelle Lebensgeschichte mit uns. Und teilen eine gemeinsame Vergangenheit. In jeder individuellen Lebensgeschichte ist ein Wissen von mehreren tausenden Jahren verborgen. Und in jeder neuen Begegnung mit einem Menschen ist alles möglich.

Vielleicht sind wir Menschen aus der Sicht von Katzen oder überhaupt von Tieren diese speziellen Tiere, mit denen grundsätzlich alles möglich ist: die innigste Vertrautheit, ebenso wie der Tritt in den Hintern oder auch die tödliche Gefahr.

Vielleicht erklärt dies die stets wachsame und abwägende Scheu in der Zutraulichkeit, mit der sich Katzen uns nähern.

Und vielleicht erklärt dies auch den Fluchtimpuls, der allen Wildtieren eigen ist, wenn sie Menschen wittern: auch sie kennen uns, sie kennen uns als Jäger.

Tiere betrachten uns. Jedes Tier und jede Art auf ihre Weise. Welchen Reim sie sich auf uns machen, erzählen uns auch ihre Körper.

Es ist noch nicht so lange her, dass Tieren ein Bewusstsein grundsätzlich abgesprochen wurde. Inzwischen sollte es für uns vorstellbar sein, dass Tiere, die ihre Welt mit unserer teilen, nicht nur ein Bewusstsein von sich, sondern auch eines von uns besitzen.

Nach Martha Nussbaum leben wir in einer Zeit „großen Erwachens, in der wir uns unserer Verwandtschaft mit einer Welt bemerkenswerter intelligenter Geschöpfe bewusst werden“, so die Philosophin in ihrem Buch *Gerechtigkeit für Tiere* (359).

Jacques Derrida fragt, was die Katze, die ihm täglich ins Bad folgt, wohl sehen mag an ihm, an einem nackten Menschen. Was sieht sie an ihm, an dem Tier, das er ja auch ist? Derrida gibt die Antwort in der Frage gleich mit. Sie sieht das Tier an ihm, das Tier, das ihm sonst verborgen bleibt und durch den Anblick der Katze sichtbar wird.

Es mag ein Rätsel bleiben, was genau die Katze sieht. Und diese Besonderheit im Zusammensein mit (anderen) Tieren bleibt immer präsent: Wir sind uns vertraut und bleiben uns dennoch ein Rätsel. Etwas sieht die Katze, von dem ich nicht wissen kann, was es ist. Dazu müsste ich mich in die Katze verwandeln können. Dasselbe gilt natürlich auch für die Katze. Sie müsste ich sein, um zu wissen, was in mir vorgeht.

„Beim Nachdenken über Fledermäuse befinden wir uns im Großen und Ganzen in der gleichen Lage, in der sich intelligente Fledermäuse oder Marsmenschen bewegen, wenn sie versuchten, sich einen Begriff davon zu machen, wie es ist, *wir zu sein*“ schreibt Thomas Nagel in *Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?* (19).

Thomas Nagels bedeutsamer Essay ist die Verteidigung der Möglichkeit, dass es zur subjektiven Wahrnehmung einer jeden Art noch eine weitere, gemeinsame Wahrnehmung gibt, beruhend auf gleichen Lebensräumen und Realitäten. Sie bilden einen gemeinsamen Bezugsrahmen, ein aufeinander bezogenes Handeln für alle darin lebenden Arten.

Tiere und Menschen machen sich verständlich – und sie tun es gerade über ihre Körper, in einem „zwischenmenschlichen“, oder vielmehr in einem „zwischen-tierlichen“ Handeln, das auf Gesten, auf Lauten, der Stimme und ihren unermesslich vielen Tonlagen aufbaut. Auf Berührungen und den vielen Formen des Berührens und des Berührt-werdens. Auf Übereinkünften im Tagesablauf und den darin eingebetteten körperlichen Bedürfnissen und Handlungen. In den oft stillen und schweigsamen Abläufen.

V

Das Tier, das sich wohl am tiefsten in das menschliche Dasein hineingefuchst hat, ist der Hund. Er widmet uns einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit. Studiert uns, ohne je ein Ende einzuplanen. Kennt uns irgendwann so gut, dass er unsere Entscheidungen vorhersehen kann. Er bewegt sich sicher und selbständig an unserer Seite. Er führt und er lässt sich führen, in einem miteinander Gehen, bei dem der beständige Wechsel in der Führung kaum auffällt. Vilmos Csányi, Autor des Buches *Wenn Hunde sprechen können*, beschreibt sehr ausführlich, wie feinsinnig das Interagieren von Hund und Mensch sich vollzieht; dabei stellt der Wechsel von Dominanz die Grundlage ihrer Kooperation dar.

Diese außerordentliche Fähigkeit des Hundes, der sich wie kein anderes Wesen unserem Verhalten, unseren Lebensweisen und unseren Codes angeschmiegt hat, wird gerne abgewertet. Eine Sicht, wonach sein Verhalten nur „antrainiert“ sei oder es sich beim Hund um ein inzwischen künstliches Wesen handle, übersieht das Entscheidende, nämlich den Hund selbst. Seine Bereitschaft, seine Freude, seinen Eifer in diesem Zusammenspiel.

Auch hält sich hartnäckig die Auffassung, dass der Hund vom Wolf abstamme. Etliche Beobachtungen von Verhaltensforschern widerlegen dies.

Das soziale Verhalten von Wölfen und Hunden unterscheidet sich erheblich. Anders als bei Hunden, beteiligen sich männliche Wölfe an der Aufzucht der Jungen. Wölfe jagen und erlegen ihre Beute. In der wohl längsten beruflichen Part-

nerschaft von Jäger und Jagdhund ist das Töten der Beute dem menschlichen Jäger vorbehalten. Das schlagende Argument für die Verschiedenheit beider Gattungen aber ist, dass sich Wölfe nicht zähmen lassen.

Für den Hund dagegen scheint das soziale Interagieren mit der menschlichen Gattung sein Element.

Der Hund ist, wie es Marlen Haushofer sagt, „menschensüchtig“, in seiner Liebe dem Menschen rettungslos ergeben. Er bewundert uns für etwas, das wir sind, für etwas, das wir können. Wir bewundern ihn für etwas, das er ist und das er kann.

Überragend ist er darin, maßlos hingebungsvoll zu sein und selbstlos – es hat ihm das Schimpfwort „hündisch“ eingebracht – und zugleich doch ganz und gar er selbst, ein Hund.

Er ist in zwei Welten heimisch, ist gleichermaßen vertraut mit Menschen und mit Tieren. Beseelt und selbstvergessen riecht er ewig an einem Zweig, nimmt Botschaften auf, die mir verborgen bleiben. Kreist mit anderen Hunden um einen Laternenpfahl, den sie abwechselnd markieren. Eine konzentrierte und zugleich leichtfüßige Verhandlung, in die ich nicht einsteigen kann. Bei jedem Spaziergang zeigt sich, wie sehr er mit anderen Hunden und Tieren in Verbindung steht und zugleich mit mir. Er ist beständiger Grenzgänger.

Als Arbeitstiere haben Hunde eine Reihe von Berufen im Zusammenspiel mit uns erlernt, die Vorgänge, in denen sie kompetent ihrer Arbeit nachgehen, haben ihre jeweiligen Arten zutiefst geprägt. Von „Rasse“ zu sprechen scheint mir auch bei Hunden problematisch. Ein Begriff, der nicht das soziale Zusammenspiel betont, sondern eine naturgegebene Bestimmung behauptet. Es ist ein gegenseitiges Anpassen. Wir haben uns an die Hunde, so wie sie sich uns angepasst haben. Was sie sind, sind sie mit uns geworden.

Wir benötigen inzwischen Ethologen um zu verstehen, warum der Hund ist, wie er ist und warum er sich auf eine ganz bestimmte Weise verhält. Ein russischer Barsoi, der es gewohnt war, sich nach der Jagd vor aristokratischen Kaminen edel und repräsentativ hinzusetzen, wird es auch vor dem Lebensmitteldiscounter und an der Seite eines Obdachlosen tun.

Hunde erinnern sich an Kompetenzen, die sie mit Menschen erlernt haben, auch wenn wir nichts mehr von ihnen wissen.

An der Seite des Hundes wurde uns Einlass gewährt in eine Welt, in die wir ohne ihn nicht hineingelangt wären. Der wir doch auch angehören, sobald wir in ihr sind.

Mit dem Schutz des Hundes an unserer Seite können wir auch heute der Sehnsucht nachgehen, über die von Menschen gesteckten Grenzen hinauszugelangen. Wir können verloren gehen und finden durch den Hund sicher wieder zurück.

Marlen Haushofer beschreibt in ihrem Roman *Die Wand* (1963), wie ihre Protagonistin durch eine gläserne Wand von der Menschheit komplett abgeschnitten ist.

Die Situation ist existenziell bedrohlich, vom ersten Moment an. Doch die wahre, die heillose Einsamkeit der Protagonistin setzt erst ab dem Moment ein, da Lux, ihr Hund nicht mehr lebt. Solange der an ihrer Seite war, gab es Trost, gab es die Möglichkeit einer Existenz, gab es ein Dasein in der Welt.

Dass Menschen mit Tieren auf vielfache Weise verbunden sind, widerspricht einer Grundprämisse der westlichen Philosophie der Aufklärung, die sich hartnäckig hielt, auch wenn sie seither oft und ebenso hartnäckig widerlegt wurde, wie Hubert Dreyfus und Charles Taylor in *Die Wiedergewinnung des Realismus* beschreiben. Beginnend mit Descartes verfestigte sich die Annahme, dass wir Menschen aufgrund unseres sprachlichen Bewusstseins nur vermittelt die Natur der äußeren Welt erfassen können:

In unserer Kultur ist ein gewaltiger Irrtum wirksam. Um es in einer prägnanten Formel zusammenzubringen, könne man sagen, dass wir Erkennen als etwas Vermittlungsgebundenes (miss)verstehen. Dass wir die äußere Wirklichkeit durch innere Vorstellungen oder Repräsentationen erfassen. (Dreyfus und Taylor 12)

Wir haben uns viel Einsamkeit mit dieser Sicht eingehandelt. Doch einsam sind wir nicht, weil wir uns von Tieren unterscheiden; einsam sind wir, wenn wir diesem Narrativ der menschlichen Einzigartigkeit bis zuletzt folgen, und so als Menschen irgendwann nur noch unter uns sind.

Wir haben Gefühle füreinander und sind emotional verbunden. Wir sind uns in Vielem ähnlich. Haben wie die Tiere Körper, mit denen wir uns bewegen und fortbewegen, mit Sinnesorganen, die einen sozialen Raum des Handelns und Kommunizierens herstellen. Wir sind, wie sie, Tiere. Und wir teilen eine gemeinsame Geschichte von gewachsenen Beziehungen, in denen wir uns verlässlich bereitstellten, was wir jeweils einander bereitstellen konnten. Schutz, Nahrung, Sicherheit, um beim Elementarsten zu bleiben, und Trost. Bis es zum Töten kommt.

Immer wieder und immer wieder neu stoße ich hier an eine Grenze, an einen Schnitt, an eine Verletzung.

Sie wird vorher schon zugefügt. Vor dem Töten wird der Schnitt gesetzt, und er wird ohne Beistand vollzogen. Etwas fehlt, das dazugehört, wenn wir vom würdigen Ende einer komplexen Beziehung sprechen. Es fehlt der Trost. Die Geste, die begleitet, die Abschied nimmt. Es fehlt der Blick, der den Tieren in die Augen sieht bis zum Schluss.

Sie fehlt, wenn der Tier-Transporter kommt, um die Tiere abzuholen. Die Hände, die das Kalb vorher noch aufgezogen haben, sind dieselben Hände, die es jetzt in den Laster bugsieren. Hände, die hart sind, als hätten sie bereits das filetierte Tier vor sich.

Dieselben Augen, die es heranwachsen sahen, sind jetzt stumpf.

Es fehlt auch der Trost für die Muttertiere, für die ins Leere suchende Sau, für die Kuh, deren Brüllen nicht zu überhören ist. Vor dem Töten gibt es den abrupten Abbruch, die willkürliche Trennung, die Leugnung, als hätte es nie eine Verbindung gegeben. Immer wieder die Frage, wie kam es zu diesem Betrug? Mit dem wir uns natürlich auch selbst betrügen. Den Tieren Trost zu geben hieße, ihn auch uns zu gewähren. Ihn nicht zu geben bedeutet, ihn auch uns zu verwehren. Etwas niederzuringen, das da ist.

Ein Freund, er ist Bauer, erzählte mir, wie er sich als junger Mann das Geld durch das Entfernen der Hörner bei Rindern verdiente. Er sägte sie ab, ohne einen Gedanken an Schmerz. Es war ihm so beigebracht worden. Gewalt ist ein Handwerk, ein in tausend Handgriffen und Abläufen beigebrachtes Handeln. Teil des Handwerks ist das Leugnen einer Beziehung. Wo eine Beziehung geleugnet wird, gibt es auch kein Fühlen, keinen Schmerz, keinen Trost.

Bis eines Tages etwas übersprang. Das Kalb lag vor ihm, aus seinen Hörnern floss das Blut, noch hielt er das Brandeisen ins Feuer, das er gleich auf die Stümpfe drücken würde, um den Blutlauf zu stoppen. Er drückte das glutheiße Eisen auf die Wunde und plötzlich traf ihn ein Schmerz. Er empfand mit dem Tier. Der Blick des Kalbs erwischte ihn. Man kann auch sagen: Plötzlich war da sein Blick, der erwischt werden konnte.

Nicht nur im bäuerlichen Umfeld ist das menschliche Verhalten den Tieren gegenüber von abrupten Abbrüchen geprägt. Der unmittelbare Wechsel von Zuwendung in Gleichgültigkeit, von Zartheit in Grobheit, von Zärtlichkeit in Rohheit, von Bewunderung in Verachtung ist allgegenwärtig.

Wie gewöhnlich bewerten wir dies als allgemein widersprüchliches Verhalten der Menschen im Umgang mit den Tieren. Aber es gründet in einem stets möglichen und legitimierten Leugnen einer vorhandenen Beziehung. Und es geschieht nicht aus dem individuellen Impuls eines Einzelnen heraus. Es ist ein kultiviertes Leugnen.

Und es scheint mir, als sei dieses jederzeit und willkürlich heraustrennbare Verbindungsstück verantwortlich für die ganze Tragweite eines Unrechts, das den Tieren angetan wird. Für die Massentierhaltungen. Für das industrielle Töten. Für die Entbehrungen und die Einschränkungen, zu denen Tiere gezwungen werden. Für das Halten von Tieren zu medizinischen Zwecken.

Je mehr wir wissen, (was wir immer wussten), dass Tiere empfindsame, leidende, intelligente Wesen sind, die ein Recht auf die eigene Lebensentfaltung haben, umso weniger lässt sich das Unrecht leugnen. Oder auch: umso größer wird der äußere und innere Aufwand des Leugnens. Was sich an den Anlagen für Massentierhaltung zeigt, die fast unsichtbar und geduckt in die Gegend hineingebaut werden, um dem öffentlichen Blick zu entgehen. Auch ist der Zugang für Außenstehende in den meisten Fällen gesperrt.

Immer schon führte das Leugnen auf uns selbst zurück und hatte stets auch Konsequenzen für uns. Auch das Leid. Denn mit den Tieren leiden auch wir.

Die Durchtrennung einer Verbindung geht mit einer Selbstbeschneidung einher, mit einer Abspaltung, die Horkheimer und Adorno in der *Dialektik der Aufklärung* beschreiben: „Die Konstitution des Selbst durchschneidet eben jenen fluktuierenden Zusammenhang mit der Natur, den das Opfer des Selbst herzustellen beansprucht“ (69).

Das ganze Opfer für ein Selbst, das vom Eigenen abgeschnitten ist. Und das beständig neue Opfer schafft. Am Tier, am eigenen Leben. An der Lebendigkeit.

An der Figur des listigen Odysseus haben Horkheimer und Adorno die abgründigen Widersprüche der zivilisatorischen Zurichtung herausgestellt, das Barbarische, das ihr auf die Fersen folgt. Ein gewaltvoller Seelenzuschnitt, der für sie für immer besiegelt scheint.

Endgültig besiegelt ist die Geschichte jedoch nicht, wenn wir sie von den Tieren aus ansehen. Sie vergessen nicht. Tiere sind oft die ersten, und oft sind sie die letzten, die sich an uns erinnern, die uns daran erinnern, was uns verbindet.

Eine Freundin erzählte mir von einer Begegnung mit einem Mann im Zug, der von seinen Hühnern sprach. Und er schloss seinen Bericht mit dem Satz: „Jedes Tier, das bei mir war, wurde geliebt“.

Der Satz ist so simpel, dass man buchstäblich über ihn stolpert.

Wir wissen, dass wir Tiere lieben. Es ist die Liebe, die wir auch bei ihnen zuverlässig finden. Sie nehmen sie in Empfang, und sie halten es aus, von uns geliebt zu werden. Nehmen unsere Liebe entgegen, einfacher oft, als Menschen es vermögen. Und häufig erhalten Tiere die Liebe, die wir als Menschen einander versagen.

Dass wir Tiere lieben, wird gerne als Kitsch abgetan. Mit einem Augenzwinkern versehen. Oder ironisch verbrämt. Auf dieselbe Ebene gerückt wie die Vorliebe zu Plüschtieren, die unsere Schreibtische und Wohnungen bevölkern. Wir nehmen sie nur halb ernst, die Liebe zu den Tieren. Statt sie als das zu begreifen, was sie ist: Liebe. In aller Demut eine Größe, die Bedeutung verdient, die Lebendigkeit ausmacht.

Tiere werden damit niemals aufhören. Sie hören nicht auf, zu vertrauen. Sie hören nicht auf, mit der Sanftmut. Sie werden nicht aufhören, sich zu erinnern, an uns und an die Lebewesen, mit denen sie sich zusammengetan haben – im Vertrauen aufeinander. Sie hören damit nicht auf.

Um auf Horkheimer und Adorno zurückzukommen und die menschlichen Zurichtungen: Sie haben mit den Tieren nicht gerechnet. Und sie haben den Hund übersehen, Odysseus' Hund, der sich als einziger nicht täuschen lässt. Die List, und zugleich die zwielichtige Zivilisationstechnik, die Horkheimer/Adorno ausmachen in der Taktik, sich unkenntlich zu machen, um überlegen zu sein, sie läuft beim

Hund ins Leere. Und niemand, nicht einmal Odysseus selbst, konnte den Hund von seiner Treue abbringen.

Was Tiere sind, was sie bedeuten, und auch: was sie uns sagen, ist noch lange nicht in Worte gefasst. Ich glaube, wir stehen hier erst am Anfang. Am Anfang einer Sprache, die sich von einem gewaltvollen Erbe des Denkens über die Tiere allmählich löst.

Literaturverzeichnis

- Csányi, Vilmos. *Wenn Hunde sprechen könnten*. 2005. Übers. von Gisela Rau. Kynos, 2007.
- Derrida, Jacques. *Das Tier, das ich also bin*. 1997. Übers. von Markus Sedlaczek. Passagen, 2010.
- „Domestizierung“. *Wikipedia*, de.wikipedia.org/wiki/Domestizierung. 23. April 2024.
- Dreyfus, Hubert und Charles Taylor. *Die Wiedergewinnung des Realismus*. Suhrkamp, 2016.
- Haushofer, Marlen. *Die Wand*. dtv, 1963.
- Horkheimer, Max und Theodor W. Adorno. *Dialektik der Aufklärung*. 1947. Fischer, 1969.
- Kant, Immanuel. *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. 1798. Hg. von Reinhardt Brandt. Meiner, 2003.
- Kant, Immanuel. *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. 1785. Reclam, 1986.
- Nagel, Thomas. *What is it like to be a bat? / Wie es ist, eine Fledermaus zu sein?* 1974. Übers. von Ulrich Diehl. Reclam, 2016.
- Nussbaum, Martha. *Gerechtigkeit für Tiere: Unsere kollektive Verantwortung*. Übers. von Manfred Weltecke. WBG Theiss, 2023.
- Saint-Exupéry, Antoine de. *Der kleine Prinz*. 1943. Übers. von Grete und Josef Leitgeb. Karl Rauch, 1950.

Weitere Lektüreempfehlungen

- Ekman, Kerstin. *Hundeherz*. 1986. Übers. von Hedwig M. Binder. Piper, 2009.
- Ekman, Kerstin. *Wolfslichter*. 2021. Übers. von Hedwig M. Binder. Piper, 2023.
- Lunde, Maja. *Die Geschichte der Bienen*. 2015. Übers. von Ursel Allenstein. btb, 2017.
- Martin, Nastassja. *An das Wilde glauben*. 2019. Übers. von Claudia Kalscheuer. Matthes & Seitz, 2021.
- Nunez, Sigrid. *Der Freund*. 2018. Übers. von Anette Grube. Aufbau, 2021.
- Plumwood, Val. *Being Prey*. 1999, <https://valplumwood.files.worldpress.com>. 23. April 2024.

